



Wie ein Handwerk stirbt.

In der Stadt der Schuhmacher.

Wenn der ehrsame Johann Meier nicht in türkische Sklaverei geraten wäre, gäbe es heute in der Stadt Groitzsch (Sachsen) schwerlich siebenundzwanzig Schuhfabrikbetriebe. Seltsame Zusammenhänge über die Jahrhunderte! Der aus Schwaben stammende Johann Meier kommt um 1700 Gott weiß wie nach Algier, wird gefangen genommen und muß neun Jahre Sklavendienst leisten. Wahrscheinlich machte ein Pascha von seiner handwerklichen Geschicklichkeit Gebrauch. Der helle Schwabe guckt sich mit offenen Augen um, lernt manches hinzu, erpäht eine Gelegenheit zu entweichen und kehrt nach abenteuerlicher „Drangsal zu Wasser und zu Lande“ nach Deutschland heim. Er kommt nicht mit leeren Händen; er hat etwas mitgebracht: eine neue orientalische Art der Beschuhung, die Babuschen. Das Wort ist türkischen Ursprungs, wie die Sache selbst. Es ist eine Art Pantoffel, in Sachsen „Laischen“ genannt. Meister Johann Meier ließ sich in Groitzsch nieder und verfertigte Babuschen. Es muß damals ein großer Modeartikel gewesen sein, denn die Babuschenerzeugung nahm ständig zu. Johann Meier ist somit der Begründer der Groitzschen Schuhmachergeneration, der geistige Vater des dortigen Gewerbes geworden. Und fortan heißt Groitzsch bis auf den heutigen Tag — Babuschen-Groitzsch.

Die strebsamen Schuhmacher von Groitzsch blieben aber beim Babuschenhandwerk nicht stehen.

Das ganze Städtchen ward bald eine einzige Schuhmacherverwerkstatt,

in der es von früh morgens bis spät abends klopfte und hämmerte. Für ein Paar Babuschen zahlte der Händler etwa 20 Pfennige. Wenn die ganze Familie von sechs Köpfen von früh 4 Uhr bis abends 9 Uhr arbeitete, machte man täglich 18 Paar fertig. Die brachten, wenn man sie im „Quersack“ bei den Leipziger oder Halleischen Händlern abließerte, insgesamt 3.60 Mark ein. Das ergibt auf den Kopf einer Schuhmacherfamilie einen Stundenlohn von vier Pfennigen. Und trotz dieser Entlohnung, die bei den Schuhen gewiß entsprechend besser war, legten viele Meister Beträchtliches auf die hohe Kante. Wie war man aber auch hinter dem Verdienste her! Als in den siebziger Jahren zwischen Groitzsch

und Leipzig nur ein Postomnibus verkehrte, war eines Tages eine Groitzscher Meisterin, wie üblich, mit dem wohlgefüllten „Quersack“ nach Leipzig gefahren, um die Ware abzuliefern. Aber einige Paar Babuschen hatte sie zu Hause vergessen. Der Meister bemerkte es, und, wie er ist, springt er vom Schemel auf und läuft über die Wiesen, um den Omnibus einzuholen. Allein der Vorsprung war schon zu groß. Er läuft und läuft, und da er nun einmal im Trabe ist, marschierte er weiter mit dem grünen Schurzfell, barhaupt, an den Füßen Laischen und Laischen in der Hand, bis er atemlos in der Leipziger Südvorstadt ankommt. Ein Marathon-Lauf der Arbeit über 16 Kilometer! Die Kundenschaft aber hat ihre Babuschen rechtzeitig erhalten.

Die junge Generation ist industrialisiert,

die alte noch ganz handwerklich-zünftig. Fast in jeder Wohnung steht die „Preißche“, ein erhöhtes Podest mit dreibeinigen Schemeln und dem Werkzeugkasten: der Hausaltar der Arbeit. Aber nur noch an sehr wenigen Altären wird der Dienst verrichtet. In den meisten Schuhmacherverwerkstätten ist ewiger Feierabend eingelehrt. Feinlich aufgeräumt, der Werkzeugschrank wie mit einem Leichentuch zugedeckt, ruht die Oberwerkstatt.

Der englische Schriftsteller Galsworthy erzählt in einer ergreifenden Novelle, wie zwei alte Schuhmacher, Brüder, die mit echter Werkliebe an einem Paar Schuhe, wie an einem Kunstwerk arbeiten, der Not und der Entkräftigung verfallen. Meister ihres Faches, holen sie aus einer Arbeit das Höchste an Sorgfalt und Qualität heraus und geraten dadurch gegenüber der Fabrikarbeit immer mehr ins Hintertreffen. Die edle Handarbeit ist unrationell, sobald die Maschine mit einem Handgriff die gleichen Effekte erzielt. Das ganze Schicksal des Schuhmacherhandwerks spiegelt sich in der Erzählung des englischen Dichters. Die industrielle Entwicklung ist über den einzelnen, wie über das gesamte Schuhmacherhandwerk hinweggegangen. Hans Sachsens biederes Handwerk stirbt.

Noch ist das alte Geschlecht nicht verschwunden,

das jene Zeit eines blühenden Handwerks erlebt hat. Man erkennt sofort, diese Bete-

ranen. Vierzig oder fünfzig Jahre Schuhmacherei, das gräbt den gleichen Zug in die Gesichter. Die kleine Blechbrille vor den lebensklugen Augen, der kräftige, von dünnem Silberhaar bedeckte Schädel, eine Rüstigkeit und ein zäher Arbeitswille bis ins biblische Alter. Ehrenwert und würdig sehen die alten Meister aus; Figuren eines uralten Handwerks, die kaum noch der heutigen Wirklichkeit angehören. Es sind die Letzten eines uralten Standes, und um die Letzten ist immer etwas Ehrwürdiges und Verklärtes.

Mancher alte Meister mußte den schweren Gang in die Fabrik antreten oder sich damit begnügen, „Finken“, das sind die herzigsten Kinderstuhlen, die man aus Lederabfällen verfertigt, herzustellen oder gar nur Flickarbeiten auszuführen. Der eine oder der andere hat sich als „Ballstuster“ auf die Herstellung toleter Brotschuhe spezialisiert. Wer läßt sich heute noch Schuhe nach Maß anfertigen? Es sind nur sehr wenige, sehr penible Menschen, die gleichfalls auf ihre Art der guten Altväterzeit angehören (oder empfindliche Füße haben). Mitunter steckt auch eine gewisse Tradition dahinter: Weil der Vater jahrzehntlang bei dem alten Meister arbeiten ließ, läßt sich der Sohn gleichfalls keine Schuhe pietätvoll bei ihm anmessen.

Während wir in manchem stillen Schuhwarenhain, darin das Geklapper der Werkzeuge verstummt ist, mit den immer noch munteren Meistern über vergangene Zeiten plaudern, ziehen drei Bremer Stadtmusikanten sechsend durch die Gassen des Städtchens. Ihre verschollene Musik paßt zu unseren Gesprächen. Diese drei windumwehten Wandermusikanten, weiterkarierte, alte Knaben, die ruhelos über die Landstraßen ziehen und die Einödnigkeit verschlafener Gäßchen vertreiben helfen, sind auch nicht von dieser Zeit, in der die Sprechmaschine und der Rundfunk das große Wort haben.

Aus der stillen, aufgeräumten Werkstatte in ihrer Feierabendruhe hinüber in die große Schuhfabrik. Zwischen der Stille haben und dem Maschinengeräusch drüben ist ein heimlich-tragischer Zusammenhang. Es ist, als hätten die tausenden Transmissionen die Arbeit aus der Werkstatte in die lärmenden Fabriksäle hinübergepumpt.

Eine einzige original-amerikanische Schuhwerkzeugmaschine

macht Hunderte von Schuhmacherhänden überflüssig. Sie packt mit ihrer Zangen das Oberleder, zieht es straff und nagelt es mit einem Hieb fest. Man sieht, welches Material in das unsichtbare Innere des Schuhs hineingearbeitet wird und erkennt, was alles zu einem Qualitätsschuh gehört. Es genügt nicht, daß ein Schuh gefällig aussieht, er muß es auch in sich haben. Man lernt die Unterschiede zwischen den einzelnen Systemen der Schuhfabrikation kennen, und es kann ganz nützlich sein, wenn man beim Einkauf

recht sachmännisch mit „Vormengenäht“, „Argo“ (das ist geklebte Verarbeitung) und „Maday“ (durchgenähte Arbeit) um sich werfen kann.

Die eigentlich heute wenig zeitgemäßen Luxusansprüche an den Schuh, der besonders für den weiblichen Fuß nicht zierlich, nicht leicht, nicht modern genug sein kann, erschweren die Fabrikation ganz wesentlich da sie eine fortwährende Umstellung der Maschinen, der Modelle und des Fabrikationsherganges erfordern. Der Schuhindustrielle weiß, wo ihn der Schuh drückt, aber wider den Kopf des Publikums ist nichts zu machen.

Die Konfektionierung des Schuhs hat einen unerhörten Grad der Vollkommenheit erreicht. Weiß jemand noch, wie ein Schuh vor 50 Jahren aussah? Wir haben so ein seltenes Exemplar von monströser Verschrobenheit. Von den Proportionen des menschlichen Fußes hatte er keine Ahnung; neben einem modernen Herrenschuh in seiner anatomisch-ausgewogenen, wichtig-schlanken Form wirkt er wie die erste Lokomotive von Stephenson neben einer raffinen Bierpflunder-Heißdampfmaschine.

Der Proletar.

Na, es tagt ein besserer Morgen
Und es leimt ein neu Geschlecht
Tragt voran ihm keine Speere,
Macht ihm keine Steige recht.

Hellen wir das trübe Leben
Mit des Sturmes Wetterfahne
Jeder Schweresoll soll ein Jubel
Neuem Menschentume sein!

Otto Krille.

Sündhölzer.

Von H. Jajinfajtis.

(Nach dem Spanischen von Grete Kenfeld.)

Die Elektrische blieb bei der Brücke stehen und wartete, bis der Gegenwagen die Brücke passiert hatte. Ich sah beim offenen Fenster, in Gedanken versunken, und ein kalter Wind wehte mir ins Gesicht, ein Herbstregen rieselte in kleinen Tropfen hernieder.

„Kaufen Sie Sündhölzer!“ unterbrach meine Gedanken plötzlich eine zitternde, schwache Stimme.

Unwillkürlich griff ich in die Tasche, zog aber aus derselben eine fast volle Schachtel Zündhölzer hervor.

„Ich brauche keine,“ erwiderte ich und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Vor mir stand ein kleines, abgerissenes Judenmädchen, schwarz wie die Erde. Ihr Gesicht war von kleinen Runzeln durchzogen, die braunen, tiefstehenden Augen waren ohne Leben; lediglich Kälte und Not spiegelten sich in ihnen; unter dem durchlöcheren Tuch, das der Wind jeden Augenblick in die Höhe trieb, lugten Büschel schwarzer, zerzauster Haare hervor.

„Kaufen Sie Sündhölzer!“ sagte sie wieder, mich mit ihren erschrockenen Augen lebend ansehend.

„Wenn ich aber noch habe . . .“

„Lassen Sie mich etwas verdienen . . . Ich möchte gern essen . . .“ sprach sie, den Blick wie verschämt zu Boden werfend; „kaufen Sie wenigstens eine Schachtel,“ und sie schob mir mit der vor Kälte und Wind zitternden, mageren, schmutzigen Hand einige Päckchen zu.

„Verdienst du viel im Tag?“ fragte ich.

„Viel . . . viel . . . wenn ich den ganzen Tag herumlaufe, ein Pfund schwarzes Brot . . . oft nicht einmal das . . . Denn der eine gute Herr kauft . . . doch ein anderer ruft bloß: „Scher dich zum Teufel!“

„Und wo wohnst du?“

„Wo ich wohne? . . . wo es sich gerade trifft; manchmal schlüpfe ich in irgendeinen Hof, manchmal nimmt mich ein mitleidiger Jude in seiner Stube auf, oft gehe ich in den Park, von dort vertreiben einen aber die Wächter, die schlecht sind und mit der Polizei drohen.“

„Hast du keine Eltern?“

Die bestete ihre Augen verwundert auf mich, als hörte sie das Wort „Eltern“ zum erstenmale in ihrem Leben. Nach kurzem Schweigen flüsterte sie endlich undeutlich:

„Weiß ich es? Vielleicht hatte ich gar welche . . .“

Ich nahm eine Schachtel und gab ihr sechs Groschen. Die Augen des Mädchens leuchteten auf, ihr Antlitz strahlte, als wären ihr unerwartet Reichthümer in den Schoß gefallen und der bittere Hunger und die unbarmherzige Kälte für immer in den tiefsten Abgrund versunken, von wo sie nimmermehr zurückkehren werden, sie zu quälen. Es war ihr froh zumute, weil sie ihre Ware so gut verkauft hatte.

Sie hielt das Geld fest in der Hand und wartete, ob nicht noch jemand Zünder kaufen, nicht noch jemand so viel, viel verdienen lassen wird.

Die geldgierigen Menschen würden eher ihre Seele und die Seelen ihrer Nächsten verkaufen, als einen Groschen hergeben; ununterbrochen grübeln sie darüber nach, wie man Geld verdienen, viel Geld verdienen könnte, Tag und Nacht sinnen sie darüber nach, um dem Mund des Schwächern den letzten, mit Tränen benetzten Bissen Brot zu entreißen; und ein heimatloses Kind kann sterben auf dem Pflaster, niemand wird nach ihm fragen! O, wie schrecklich sind die Menschen! Mit welcher Verbissenheit zerfleischen sie schamlos einander! Das ist, sagt man, der Kampf ums Dasein . . .

Die kleine Händlerin verdiente nichts mehr; schon wollte sie weitergehen, um wieder mit der zitternden, schwachen Stimme zu rufen: „Kaufen Sie Zünder!“ als plötzlich zwei fremde, zerlumpte Burtschen, wie aus der Erde hervorgeschossen, bei der Elektrischen auftauchten.

„Hau zu!“ rief der eine, und der zweite ließ einen durchdringenden Pfiff ertönen und schlug mit ganzer Kraft mit der Faust auf die ausgestreckte Hand des Mädchens. Die Kupfermünze fiel klingend aufs Pflaster und die Schachteln zerstreuten sich ringsum. Die Straßengungen hatten im nächsten Moment das Geld genommen, ließen davon und lachten laut.

Das kleine Mädchen stand wie in die Erde gewurzelt, mit herabhängender, schmerzender Hand. Ihr Gesicht verzog sich vor innerem Schmerz und sie begann leise, leise zu weinen. Und sie weinte jämmerlich, als hätten ihr diese Straßengungen mit den Sündhölzern und dem Gelde auch ihr Herz entrissen, als wären jene Sündhölzer und die kleine Münze die einzige Freude, der einzige Trost ihres traurigen Lebens gewesen.

Nach vor einer Weile fühlte sie sich reich und glücklich, und nun, im nächsten Augenblick, war sie so elend . . .

Sie weinte und der düstere Herbstwind stimmte in ihr Stöhnen ein . . .

Die Elektrische fuhr endlich weiter, aber in meinen Ohren klingt es noch immer nach: großes Nilpferd.

„Viel . . . viel verdiene ich . . . ein Pfund schwarzes Brot, wenn ich den ganzen Tag herumlaufe!“

Das Nilpferd.

Eine Fabel von Felix Zechenboch.

Die Tiere Afrikas waren mit den Tieren Asiens in Krieg geraten und übertrugen die Anführerschaft dem Nilpferd, das sich den Ruf eines großen Feldherrn zu verschaffen gewußt hatte. Als aber der Krieg zu Ende war, hatten die Tiere Asiens gesiegt.

Das Nilpferd, das nicht zu siegen verstanden und dadurch über die afrikanischen Tiere großes Elend gebracht hatte, fürchtete nun, von ihnen in ihrer Erbitterung zerfleischt zu werden und verließ deshalb feige die zurückflutenden Scharen. Damit es aber unerkannt über die Grenze komme, rief es einem gefallenen Rhinoceros sein großes Nashorn ab, klebte es sich selbst auf die Nase und behauptete, gar kein Nilpferd, sondern ein Rhinoceros zu sein. So verkleidet, entkam es glücklich in ein fremdes Land.

Aber die afrikanischen Tiere hatten bald vergessen, daß das Nilpferd Schuld an ihrem Unglück sei und so konnte der Flüchtling bald wieder unbehelligt in seine Heimat zurückkehren. Verkleidung und falscher Name erwiesen sich als überflüssig, da ja nichts mehr zu befürchten war.

Nilpferde sind im allgemeinen von Natur aus sehr chреizig.

Der Krieg war zu Ende. Aber der besiegte Krieger wollte unter allen Umständen eine Rolle spielen. Er suchte sich deshalb ein anderes Betätigungsfeld und wurde Führer einer politischen Partei unter den Tieren.

In dem neuen Wirkungskreise hatte das Nilpferd bald die gleichen „Erfolge“, wie vorher als Feldherr. Trotzdem blieb es politischer Führer, bis es an Alterschwäche starb.

Nun begann ein großer Streit darüber, ob das Nilpferd als Politiker oder als Feldherr größere Bedeutung gehabt habe.

Die Krieger unter den Tieren behaupteten; das Nilpferd habe als Feldherr keine Qualitäten gehabt, sei aber ein großer Politiker gewesen. Dagegen protestierten die Politiker unter den Tieren, die der Meinung waren, des Nilpferdes Bedeutung liege allein auf dem Gebiete der Feldherrnkunst.

Da man sich nicht einigen konnte, wurde die Streitfrage zur endgültigen Entscheidung dem Marabu vorgelegt, dessen Weisheit allgemeine Achtung genöß.

Der Marabu aber entschied, daß das Nilpferd weder ein großer Feldherr noch ein bedeutender Politiker gewesen sei.

„Was war es denn,“ wollten die Streitenden jetzt wissen.

Gelassen antwortete der kluge Vogel: „Ein großes Nilpferd.“

Bei den Blinden und Bettlern im Reiche der Mitte.

Rechtsschutz für Blinde in China. — Im Lande wo man gern Almosen gibt — Bettel als ehrenhafter Beruf. — Organisation ist alles. — Wu, der Bettlerkönig von Shanghai. Originelle Versicherungsverträge.

Wer in China reist, wird immer wieder von einem seltsamen Anblick gefesselt; es sind sie unzähligen Bettler und Blinden, die ihm dort überall auffallen. Auf den Straßen hocken, in Schlamm und Pfützen, Männer, Frauen und Kinder, in Lumpen gehüllt, und strecken die Hand nach Gaben aus; oder es sind die Blinden, die mit monotoner Stimme eine tragende Melodie singen und so die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden erregen. Nicht nur an den Mittelpunkten des Verkehrs, auch auf den großen Straßen, weit außerhalb der Städte, trifft man die erbärmlichen, ausgehungerten Gestalten zu Hunderten. Gerade die Blindheit ist ja in China eine der verbreitetsten Plagen. Empfinden Europäer und Amerikaner nicht ein wenig Scham, daß sie ihre Kriegsschiffe, Waffen und Munition dorthin schicken oder Ingenieure und Techniker unter dem Schutz der Kanonen die Reichtümer des chinesischen Bodens erbeuten lassen, statt den Söhnen des Himmels eine Armee von Ärzten zur Verfügung zu stellen, um dieser Not Einhalt zu tun? Denn Dreiviertel der Blindheitsfälle sind auf mangelnde Hygiene, Unwissenheit und Unsauberkeit zurückzuführen. Die meisten chinesischen Mütter lassen die einfachsten Forderungen der Körperpflege außer acht; so werden alljährlich Tausende von Kindern geboren, die niemals das Licht des Tages erblicken. Da könnte ein großes Menschenwerk getan werden, würdig der Anstrengung, die es kosten müßte, um so verbreiteten Volksübeln ein Ende zu machen! Man begegnet den Blinden in den Hauptstraßen der Städte; einer hält den andern an der Hand, und so bilden sie eine endlose jammervolle Kette, die sich, schweigend wie ein Trauerzug, oder unter dem leisen Begleitgesang ihrer Klagelieder, an Häusern entlang windet. Sie singen, damit man ihnen den Weg freigibt; sie haben es nicht nötig, das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Denn der Chineser ist von Haus aus mitfühlend und läßt sich gar nicht erst um ein Almosen bitten. Besonders der Blinde ist als ein Geschöpf, das unter allen Wesen am meisten Mitleid verdient, von vornherein seiner Teilnahme sicher. Und so hat der Unglückliche, dem es verwehrt ist, mit gesunden Augen in die Welt zu sehen, im Reiche der Mitte ein Recht, nicht nur auf Mitleid, sondern geradezu auf allgemeine Achtung. Ihn schützt das Gesetz mit besonderem Nachdruck. Wer einen Blinden auf der Straße anpößt oder ihn gar in der Hast zu Boden wirft, macht sich eines schweren Vergehens schuldig, auf dem häufig Gefängnisstrafe steht; immer aber muß sich der unachtsame Straßenpassant zu einem mehr oder minder hohen Schmerzensgeld bereisfinden. Die Blinden in China sind etwa das, was die Tauben von San Marco in Venedig sind. Man darf sie nicht berühren, sie sind gewissermaßen Nationalgüter.

Der Chineser hat eine offene Hand; er spendet dem Bettler Almosen, wie er dem Blinden Hilfe zuteil werden läßt. Es ist nicht nur Mitleid, das ihn freigebig sein läßt; Almosen geben ist ihm Glaubenssache, religiöses Bedürfnis. Im Reiche der Mitte wird ja der Bettel, weit entfernt, verboten zu sein, oder dem, der ihn ausübt, Unehre zu bereiten, durch den Buddhismus gefördert. Die Religion gebietet, dem Bettler zu helfen und der Ehrliebe, der es mit

seinen religiösen Pflichten ernst nimmt, erfüllt nur ein einfaches Gebot und folgt der Stimme seines Gewissens. So ist der chinesische Bettler ein ehrlicher Beruf. Mehr als ein Sohn des Himmels, der später zu Ansehen, Amt und Würden gelangt ist, hat seine Laufbahn an einer Strafende oder im Großen der Landstraße begonnen. Daher bilden die Bettler in China ganze Armeen. Sie sind besser organisiert als die Arbeiter, und es gibt wenige unter ihnen, die nicht irgendeinem „Verband“ angehören. Sie finden sich nach Landsmannschaften zusammen. Die Bettlerbande einer Provinz steht unter der Leitung eines „Königs der Bettler“, jener beliebten Romantfigur, die nur zu getren der Wirklichkeit nachgebildet ist. Die Untertanen dieses seltsamen Monarchen sind jagungsgemäß verpflichtet, einen gewissen festen Prozentsatz der empfangenen Almosen an ihren Führer abzuliefern. Wer das Gesetz nicht beobachtet oder ihm zuwiderhandelt, verfällt der Acht, und jedes Mitglied der Bande hat das Recht über Leben und Tod eines solchen Reuegaten. Der König der Bettler selbst hat unbegrenzte Vollmacht über seine Untergebenen. Die Bettlerorganisationen sind uralte. Die Könige, die er mit der Zeit natürlich zu großen Reichümern bringen, dürfen sich gleichwohl in ihrem Lebensstil nicht von den Untergebenen unterscheiden und müssen, selbst wenn sie Millionäre wären, nach außen hin als Mitleiderregendes Kammerbild wirken. Ihre Würde ist erblich, sie können jedoch von ihren Untertanen abgesetzt werden, wenn ihnen unsautere finanzielle Maßnahmen oder Opiumgenuß nachgewiesen werden. Die Bettlerkönige zahlen dem chinesischen Fiskus Steuern, die manchmal gewaltige Summen ausmachen; die Gegenleistung des Staates besteht in stillschweigender Duldung ihrer Herrschaft.

So hat es beispielsweise der alte Wu, der König der Bettler und Diebe von Shanghai, dahingebacht, daß er als einer der gefährlichsten Persönlichkeit im ganzen Lande gilt. Er hockt auf der Straße, in Lumpen gekleidet, vor Schmutz starrend; aber den Kopf trägt er hoch erhoben, und sein armseliger Stoch, auf den er sich stützt, wird zum Szepter eines mächtigen Monarchen. Ein einziges Zeichen, und sein Volk gehorcht ihm blindlings, wohin er es immer fährt. Wu und seine Getreuen üben ihr Gewerbe hauptsächlich in der Umgebung von Shanghai, an der Straße nach der großen Pagode, aus. Wenn sich Fremde zeigen, stürzen Wu's Bettler mit solcher Eile aus ihren eiden Hütten, daß man glauben könnte, die Erde habe sich aufgetan, und Legionen zerlumpter Gestalten ausspinnen. Der Fremde, der dort nicht bekannt ist, wirft zunächst den Kindern, die im Straßendreck spielen, Geldstücke zu. Das ist das Signal zum Generalangriff. Sobald die Bettler das Geld bemerken, stürzen sie sich auf die Kinder, entreißen ihnen die Beute und hängen sich selbst an die Kleider der Fremden. Wehe dem, der sich ihrer auf unanständige Art entledigen wollte! Furchterliche Drohungen würden ihn bald einschüchtern. In diesem Augenblick tritt König Wu auf den Plan und erhebt sein „Szepter“; sofort drückt sich die wilde Gesellschaft und weicht zurück. Der Fremde reicht dem König zum Dank einige Geldstücke, wofür man seinen „Segen“ erhält. Inzwischen ist kein Bettler weit und breit mehr zu sehen, und schon

glaubt der Fremde, der Plage ledig zu sein; aber weit gefehlt! denn Wu hat die andere Hand ausgestreckt und macht darauf aufmerksam, daß man eine größere Summe als Lösegeld zu zahlen habe. Tatsächlich ist er Herr im Lande, und es empfiehlt sich, sein Wohlwollen zu erzingen, das übrigens leicht zu haben ist, wenn man mit Taels nicht knauseri. Der Bettlerkönig hat daraus denn auch ein lohnendes Geschäft gemacht, und er bereist ständig sein Hoheitsgebiet, um die reichen Leute zu besuchen, die ihm eine bestimmte Summe zahlen, worauf Wu ein großes Zeichen an ihre Haustür stellt, das seinen Untergebenen ankündigt, daß in diesem Hause weder gestohlen, noch gebettelt werden darf. Da es nur organisierte Bettler gibt, und diese, so merkwürdig dies klingen mag, als Ehrenmänner gelten wollen, wird dieser Versicherungsvertrag gewissenhaft respektiert; ein Bettler, der das Zeichen seines Königs ignoriert und an einer solchen Tür Almosen beschaffen würde, würde sich der schlimmsten Vergeltungsmaßregeln seiner eigenen Genossen aussetzen. In der ganzen Gegend von Shanghai gibt es keinen einzigen Mann von Stand und Reichtum, der nicht diesen Vertrag einginge, der ihm die größte Sicherheit gegen Schäden an seiner Habe und an seinem Leben gewährt.

Das Geständnis.

In Kopenhagen sah ein hartgejottener Gauner mit Namen Hansen unter dem Verdacht eines Diebstahls im Untersuchungsgefängnis. Der Assessor raderte sich ab wie ein Karrengaul, um ihn zu einem Geständnis zu bewegen. Aus dem guten Hansen aber war keine Silbe herauszubringen.

Eines schönen Tages aber ließ er dem Assessor sagen, wenn er ein großes, gutes Beefsteak mit Zwiebeln und drei Flaschen kühles, helles Bier bestelle, wolle er gestehen. Da es in Dänemark nicht ungewöhnlich ist, einen verstockten Sünder auf diese menschenfreundliche Weise zum Gestehen zu bringen, ging der Assessor auf den Vorschlag ein.

Die ledere Mahlzeit wurde aufgetragen und der ehrliebe Hansen erschien. Man sah ihn förmlich an, wie ihm beim Anblick der bevorstehenden Tafelfreuden das Wasser im Munde zusammenlief.

„Also gestehen Sie jetzt,“ sagte der Assessor.

Und Hansen gestand; er gestand so redlich und gründlich, wie nur je ein reuiger Sünder gestanden hatte.

Als das Geständnis aufgeschrieben war, wurde er plötzlich von einem Anfall von Nahrung übermannt.

„Herr Assessor,“ sagte er, „weil Sie sich so lange mit mir haben abquälen müssen, will ich Ihnen nach dem Essen noch ein zweites Verbrechen gestehen, von dem Sie bis jetzt keine Ahnung haben.“

Der Assessor strahlte. In dem Manne steckte offenbar noch ein unverborener Kern.

Und nun verzehrte der redliche Hansen das gute Essen und aoch das kühle Bier mit Wohlgefallen hinter die Binde. Als er fertig war, wuschte er sich befriedigt den Mund.

„Wie steht es mit dem zweiten Verbrechen?“ fragte der Assessor.

Der gute Hansen räusperte sich und begann mit sanfter, schamerfüllter Stimme:

„Es handelt sich um einen Betrug. Ich habe mich durch eine betrügerische Vorspiegelung falscher Tatsachen in den Besitz eines guten Mittagessens gebracht. An dem Geständnis, das Sie vorhin niedergeschrieben haben, ist keine Silbe wahr.“

Der Assessor sank in den Sessel zurück und sah ihn mit starren Augen an.

Der gute Hansen aber ließ sich in mildem Seelenfrieden in das Untersuchungsgefängnis zurückführen.

Der Arbeiter und der reiche Müßiggänger.

Fliegendes Blatt aus dem Revolutionsjahr 1848.

1. Du sollst arbeiten, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. So ist es geschrieben. Laß die Weisen, die essen, ohne zu arbeiten, es hören und gehorchen.

2. Du sollst keine Müßiggänger eriden. Wenn du einen Müßiggänger festsiehst, mußt du ihm sagen: „Bender, wenn du müßig bist, mußt ich deinen Teil an Arbeit leisten, und das ist nicht gerecht.“

3. Du sollst keine Skavenarbeit eriden. Alle Menschen sind frei und gleich geboren.

4. Du sollst für deine Arbeit einen angemessenen Lohn erhalten. Und wenn dir die Menschen sagen, daß es harte Zeiten sind und der Lohn heruntergesetzt werden muß, dann sollst du ihnen sagen, daß jene, die Arbeit schaffen, und nicht jene, die sie verkaufen, den Preis zu bestimmen haben.

5. Du sollst nicht Hunger leiden. Es fällt kein Sperling aus Hunger vom Dache. Nur ein Rare wird für andere arbeiten und selbst hungern.

6. Du sollst nicht in Lumpen gehen. Die Lützen auf den Weiden, die Rosen im Garten sind herrlich geblüht, die Vögel der Luft erfreuen sich glänzender Federn und der Reiz des Vörens ist dick und warm. Hast du nicht den Reiz bereitet und das Garn gesponnen? Hast du nicht den Purpur der Könige gewoben? Und sollst in Lumpen gehen?

7. Du sollst das Leben genießen, denn das Leben wird dem Menschen zur Glückseligkeit gegeben. Du hast alles getan, was nötig ist, um des Menschen Leben zu bewahren und zu verschönern. Du hast Frucht aus der Erde gezogen und hast dem Geiste die Schwingen gegeben. Und deshalb mußt du und müssen alle deine Brüder glücklich sein.

8. Du sollst in Ehr' wandeln. Niemand soll zu dir sagen: „Arbeiter, armer Arbeiter, arbeitsloser Arbeiter.“ — Nein, nur der Müßiggänger ist unehrenhaft.

9. Du sollst dein Ohr der Stimme der Pfaffen verschließen. Der Baum der Erkenntnis ist der Baum des Lebens. Die Pfaffen, die nicht arbeiten und dennoch vom Felte des Lebens leben wollen, versuchen, dich vom Baum der Erkenntnis fernzuhalten.

10. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Gedanken-Splitter.

Heinrich Heines Träne über die armen Reichen.

„Wie unglücklich sind doch die Reichen in diesem Leben — und nach dem Tode kommen sie nicht einmal in den Himmel! Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich läme“ — dieses Wort des göttlichen Sozialisten ist ein furchtbares Anathema und zeugt von seinem bitteren Haß gegen die Vorse und heute finance von Jerusalem. Es wimmelt in der Welt von Philantropen, es gibt Tierquälereigenschaften, und man tut wirklich sehr viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar nichts. Statt Preisstrafen über Seidenkultur, Stallfütterung und Kantische Philosophie aufzugeben, sollten unsere gelehrten

Sozialisten einen bedeutenden Preis aussetzen zur Lösung der Frage, wie man ein Kamel durch ein Nadelöhr faden könne. Ob diese große Kamelfrage gelöst ist und die Reichen eine Aussicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig sein, wenn sie nicht bloß auf Erdenglück angewiesen wären und nicht die Armen beneiden müssen, die einst dort oben in foribus sich des ewigen Lebens gaudieren. Sie sagen: Warum sollen wie hier auf Erden für das Lumpengesindel etwas tun, da es ihm doch einst besser geht als uns und wie jedenfalls nach dem Tode nicht mit denselben zusammenreißt. Wüßten die Reichen, daß sie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinsam hausen müssen, so würde sie sich gewiß hier auf Erden etwas gentieren und sich hüten, uns gar zu sehr zu misshandeln. Laßt uns vor allem die große Kamelfrage lösen.“

Allerlei.

Die Ursachen der Erdschwerenverschiebung. Der amerif. Astronom Thomas J. J. See in San Franzisko veröffentlichte soeben ein Buch, in dem er das Ergebnis vierzigjähriger Studien über die Erdschwerenverschiebung darlegt. Nach seiner Ansicht ist diese Bewegung, die Wanderung der geographischen Pole, zurückzuführen auf die Hinbewegung des Stillen Ozeans. Zur Begründung seiner Theorie führt er die Ergebnisse der Meeresforschung und eine große Anzahl astronomischer Beobachtungen aus den letzten 35 Jahren an. Die Periodizität der Erdschweren glaubt Professor See auf 427 Tage festlegen zu können.

Das Rätsel der „Schwere“. Auf die Frage „Warum fällt der Stein auf die Erde“ gibt der Laie wohl meist die selbstverständliche Antwort: weil der Stein schwer ist. Die Physik führt hier den Begriff der Anziehungskraft ein. Der Stein bewegt sich zur Erde, weil er von der Erde angezogen wird. Was aber die Anziehungskraft ist, das ist noch rätselhaft. Der Physiker Cartfough an der Universität Columbia hat Versuche unternommen, die das Wesen der Erdschweren aufhellen sollten. Er ging von dem Gedanken aus, daß auch der Mond auf die Gegenstände eine Anziehung ausüben müsse und daß die Mondanziehung um so stärker sei, je näher sich der Mond bei der Erde befinde. Steht der Mond im Zenith, so muß also das Gewicht eines Gegenstandes am geringsten sein. Cartfough hat nun ein außerordentlich feines Meßinstrument konstruiert, mit dem tatsächlich Gewichtsschwankungen je nach der Stellung des Mondes festgestellt werden konnten. Das Ueberraschende aber war, daß das Gewicht eines Gegenstandes nicht am geringsten war, als der Mond im Zenith stand, sondern kurze Zeit danach. Es scheint somit aus diesem Versuche hervorzugehen, daß sich die Anziehungskraft — ähnlich wie der Schall und das Licht — im Raume fortpflanzt. Die Untersuchungen hierüber sind noch nicht beendet, man darf hier aber noch auf manche wertvolle Entdeckung rechnen, die das Rätsel der Anziehungskraft einer Lösung nahebringen werden.

Warum macht schwarze Kleidung schlant? Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß wohlbeleibte Damen in einem schwarzen oder dunklen Kleide bedeutend schlanker erscheinen als in einem weißen. In derselben Weise lassen weiße Handschuhe die Hände und helle Schuhe die Füße größer erscheinen, als wenn sie dunkel bekleidet sind. Diese eigentümliche Tatsache beruht auf den optischen

Fehlern des Auges, die zusammen die sogenannte Irradiation bewirken. Diese besteht darin, daß im Panktsein helle Flächen größer erscheinen als gleichgroße dunkle. Diese durch „ungenau konstruktions“ des Auges hervorgerufene Irradiation bewirkt nämlich, daß im Bild auf der Netzhaut das Licht des hellen Gegenstandes etwas über die dunkle Umgebung hinausgreift. Dadurch erscheint der helle Gegenstand auf Kosten seiner dunkleren Umgebung etwas vergrößert. Wer also seine etwas übermäßig Körperfülle ein wenig verbergen will, weide unbedingt zu helle Kleidung. Sie macht ihn in unklaren Augen nur noch stärker!

Heiteres.

Kindermund. Zwei Knaben bekamen in der Sommerfrische einen größeren Leiterwagen als Spielzeug. Als der Onkel zu Besuch kam, fragte er die Kinder: „Wer wird euch den großen Wagen ziehen?“ — „Weißt du, Onkel,“ sprach der eine der Knaben, „jezt zieht uns der Papa, später aber bekommen wir einen wirklichen Esel.“

Rech. Herr: „Baptiste, hast du vielleicht die Biogarre geiehen, weist du, die extrafeine, die ich mir gestern auf den Schreibtisch gelegt habe, um sie heute nach dem Essen zu rauchen?“ — Baptiste: „Ach, entschuldigen Sie vielmals, ich kam versehentlich mit meinem Streichholz in die Nähe, und da hat sie Feuer gefangen.“

Dunkel. „Ella! Wo ist war ja gestern abend wieder hier! Ich habe dir doch verboten, ihn wiederzusehen!“ — „Ella: Ich habe ihn ja auch nicht gesehen, Mama. Das Licht war ja aus.“

Trost. Die Bäuerin geht ins Wochenbett. Sie hat es schwer und kreischt und stöhnt und weint. Der erschütterte Mann sitzt am Bett, hilflos und mitleidig, und endlich weint er mit. Da schreit die Frau ihn an: „Was haust du denn? Es is ja gar nit von dir!“

Das beste Rezept. Sie (zu ihrem Arzt): „Der Doktor, mein Mann spricht so oft im Schaf. Laßt sich nichts dagegen tun?“ — „O ja. Geben Sie ihm am Tage mehr Gelegenheit zu sprechen.“

Rätsel-Ecke.

Sprichworträtsel.

1. Spielen ist keine Kunst, sondern Aufhören.
2. Geleiste Freund' ist doppelt Freude, geleister Schmerz ist halber Schmerz.
3. Freie Rede ist des Mannes Recht.
4. Je größer der Frohsinn, je kleiner die Sorgen.
5. Besser Gutes nicht belohnen, als des Bösen wo verschonen.
6. Wie die Brille so das Ding.
7. Kleine Töpfe kochen leicht über.
8. Erfahrung ist eine teure Schule.
9. Andre Fehler sind gute Lehren.
10. Nicht das Studium ist die Hauptsache, sondern die Tat. — Aus diesen Sprichwörtern und Zitate ist je ein Wort zu entnehmen, diese ergeben, richtig gefunden und nacheinander gelesen, ein Sprichwort.

Versteht.

Schwan, Reif, Strang, Ella. Diese Wörter ergeben durch Umstellen der Buchstaben ein altes Sprichwort. Wie lautet dasselbe?

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

- Diamanträtsel: 1. a, 2. Gut, 3. Vogel, 4. Steuern, 5. Bernstein, 6. August Debel, 7. Heilbrom, 8. Fabelio, 9. Hobel, 10. Lee, 11. I.